

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme
Hannover Artilleriestr 15 und Berlin W 35 Potsdamerstr. 111

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark /
Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertions-
preis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911

BERLIN/SONNABEND DEN 1. APRIL 1911/HANNOVER

NUMMER 57

Inhalt: Mehr Kinder / Antwort von DR. ALFRED DÖBLIN / ERICH UNGER: Nachts / AUGUST STRINDBERG: Die Drangale des Lotsen / PAUL SCHEERBART: Der Kaiser von Utopia / OCTAVE MIRBEAU: Marie-Claire / MYNONA: Auf den begrabenen Dieb August S., genannt „Dummer August“ / ALFRED DÖBLIN: Zwei Liederabende / JOSEPH ADLER: Alles aus Liebe zur Kunst / Beachtenswerte Bücher / L. KAINER: Der schwarze Mann / Zeichnung



Der schwarze Mann / Zeichnung von L. Kainer

Mehr Kinder

Es werden hier weitere Antworten auf unsere Rundfrage über die Zweckmässigkeit der Paragraphen 6 und 8 des vorgeschlagenen Gesetzes zur Bekämpfung der Kurpfuscherei veröffentlicht. (Siehe Nummer 53 und 54, 55 und 56 dieser Wochenschrift.) Die Paragraphen lauten:

§ 6 Der Bundesrat kann den Verkehr mit Gegenständen, die bei Menschen die Empfängnis verhüten oder die Schwangerschaft beseitigen sollen, beschränken oder untersagen.

Soweit der Bundesrat den Verkehr mit einzelnen Gegenständen untersagt hat, ist deren Einfuhr verboten

§ 8 Mit der gleichen Strafe (Gefängnis bis zu sechs Monaten und Geldstrafe bis zu 1500 Mark) wird, wenn nicht nach anderen gesetzlichen Bestimmungen eine schwerere Strafe verwirkt ist, bestraft, wer öffentlich anzeigt oder anpreist, Gegenstände oder Verfahren, die den Menschen zur Verhütung der Empfängnis oder zur Beseitigung der Schwangerschaft dienen würden

Dr. med. Alfred Döblin:

Es liegt in Deutschland kein Anlass vor, für die Volksvermehrung zu sorgen; der Menschenzuwachs lässt nicht wesentlich nach.

Der Kaiser äusserte, den Selbstmord könne jeder nur mit seinem Gott und sich selbst abmachen. So die andere Absicht, sich fortzupflanzen. Eine Vorschrift hier überschreitet das Gebiet des rechtlich Bestimmabaren, greift die Menschenwürde an. Und der Gesichtspunkt, es müsse jeder Kongressus seinen natürlichen, folgenreichen Ablauf nehmen, ist nicht moralisch, sondern tierisch und dumm.

Der Bundesrat wird den Handel mit Schutzmitteln nicht hindern, auch nicht hindern können, aber er wird ihn über kurz und lang in eigene Regie nehmen. Denn der Bundesrat ist ein Institut, das an das Nationalwohl denkt.

Man möge berechnen, wieviel Volksvermögen verloren geht durch die Lues und Gonorrhoe. Es leidet die Mehrzahl aller deutschen jungen Leute an einer oder beiden dieser Krankheiten. Es werden jährlich Millionen Mark für die Behandlung dieser Krankheiten und ihrer Folgezustände umgesetzt. Für Irrenhäuser, vorzeitige Invalidisierung, Sieche werden aus öffentlichen Mitteln ungeheure Summen, Jahr um Jahr wachsend, aufgebracht. — Tausende Menschen sterben in Deutschland in blühendem Alter an den Folgezuständen dieser Erkrankungen. Die Gonorrhoe, besonders die Lues zehren an der Volksgesundheit fast so schlimm als der Alkoholismus und die Tuberkulose. Der Bundesrat ist ein Institut, das an das Volkswohl denkt; er wird dies nicht lange mit verschranken Armen ansehen können.

Die Fruchtbarkeit des Volkes wird durch die Lues und Gonorrhoe in kaum absehbarer Weise beeinträchtigt. Bekannt ist die Einkindssterilität der gonorrhöischen Frauen, die zahllosen Aborte der luetischen Frauen. Das Verbot und die Beschränkung des Verkaufs der Schutzmittel ist ein zweischneidiges Schwert: es werden vielleicht auf der einen Seite mehr Kinder produziert, auf der anderen greifen die Infektionskrankheiten verheerend um sich und schaffen eine Abnahme der Fruchtbarkeit, die den Geburten-Ueberschuss unzweifelhaft weit übertrifft. Der Bundesrat weiß dies; ihm gehören logisch feingebildete Männer an. Die Körperschaft, der so kenntnisreiche Organisationen zur Seite stehen, wird bald eingreifen; zwar nicht katholisch, aber hygienisch. Hier verwischen sich alle sonstigen Parteiunterschiede; in den höheren Ständen fordern die Krankheiten die schwersten Opfer. Die Anpreisung und das Angebot wie der Verkauf der Schutzmittel wird staatlich organisiert werden. Zugleich mit der sexuellen Aufklärung wird eine Aufklärung über Lues und Gonorrhoe und ihre Verhütung erfolgen. Die Mittel zu ihrer Verhütung müssen jedem Erwachsenen bekannt sein; der Bezug der Schutzmittel muss leicht

und diskret erfolgen können. Die sanitäre Ueberwachung der Prostitution ist eine halbe Arbeit. Das Genannte wird folgen. Die staatliche Herstellung von Diphtherieheilserum ist wichtig; die der Schutzmittel nicht weniger.

Der Bundesrat wird über den § 6 den Kopf schütteln, und lächelnd einen § 606 bestimmen.

Nachts

Von Erich Unger

Zwanzigtausend Menschen laufen über den Potsdamer Platz. Der Himmel ist vom Regen gewaschen und ein kühles Blaugrün steht weitestens über der Steglitzerstrasse. Ein dusterer Wolkenvorhang liegt darunter — wahrscheinlich über Süddeutschland.

Joseph Strassburger läuft die Bellevuestrasse, in der es schon finster ist, nach dem Roland und denkt fortwährend: „Wie kann der Bernhard wahnsinnig geworden sein. Um Gottes willen, ich weiß nicht — wenn der Bernhard wahnsinnig ist, wer ist denn gesund. Ich will ihn reden hören, ich werde die Möglichkeit, dass er wahnsinnig ist, nicht dauernd denken können“. — sein gesamtes Sich-Fühlen wurde unsicher. Der Bernhard, an den er dachte, war sein Freund, dessen Erlebnisse er seit fünfzehn Jahren, seit sie kleine Jungs waren, täglich mitgemacht hatte, und ebenso umgekehrt, sodass also nicht einer von ihnen verrückt werden konnte, ohne den anderen mitzureissen. Darum schwankte Alles um Joseph Strassburger und er bekam grosse Angst.

Er lief durch die Siegesallee, um den Hafen an der Alsenstrasse, über Brücken, an einem Auflauf vorbei in die Luisenstrasse 13a in sein Zimmer

Dort sass er wie es am hellsten war und blickte auf die Strasse hinunter in die Charité und als es ganz finster war, fasste er einen Entschluss, sah sich um, schritt in das finstere Zimmer hinein und steckte die Lampe an.

Er begann das „Bildnis des Dorian Gray“ zu lesen und wagte nicht aufzusehen, sondern kauerte sich körperlich und geistig in den Lichtkreis der Lampe und das Buch. Das Dauerte bis halb zwei, als schon alles still war und es auf dem Korridor knackte. Entsetzt horchte er auf, stand mit gelähmten Gliedern und wollte den Wandschrank vor die Stubentür rücken, für den Fall, dass jemand hindurchschiessen wollte. Aber er unterliess es, da er wusste, dass es keine Furcht vor Einbrechern war, die ihn befallen hatte.

Vielmehr merkte er, wie sich sein geistiger Blick herumdrehte und Möglichkeiten zu sehen bekam, die ihm gefährlich wirklich zu werden drohend, immer näher auf den Leib rückten, und er war darauf gefasst, ihre umheimlichen Gestaltungen durch die Tür treten zu sehen.

Doch schon hatte er diese Möglichkeiten unter die Perspektive seines sonstigen Denkens gebracht und sie dadurch farb'oser und ungefährlicher gemacht, sodass er sich schon etwas beruhigte, als er plötzlich unter wahnsinnigem Herzklopfen sah, wie die Korridortür — das tote Ding — einen entsetzlichen Ausdruck annahm; und als ob ihm an den unteren Augenlidern gerissen würde, sah er, wie sie in drei Rucken aufging, den schwarzen Gang sehen liess und wieder zog.

In irrer Aufregung stürzte er an die Fensterwand des Zimmers und langsam etwas gewahr werdend bog er seinen Kopf vor und starre nach rechts. Da sah er seinen Freund Bernhard ruhig im Schatten des Zimmers auf seinem Bett sitzen und in einem Buche blättern.

Joseph sagt:

„Wie geht es Dir; ich habe gehört, Du sollst — einen — Nervenchok — — oder so was — gehabt haben.“

„Nein, keinen Nervenchok, sagte Bernhard, sondern ich soll wahnsinnig geworden sein —.“

„Was ist das, was ist das für Blech?“ sagt Joseph, halb ehrlich, halb aus Vorsicht.

„Du weisst doch, entgegnet der andere, wenn zwei sich gegenseitig des Wahnsinns beschuldigen, fehlt jedes Kriterium.“

„Wahrhaftig, wahrlich“, lacht Joseph ausgelassen, während der andere ihn lächelnd scharf fixiert.

„Ich will Dir verraten, sagt er, dass ich tatsächlich wahnsinnig geworden bin, aber ich will Dir zuliebe wenige Minuten noch die Pose annehmen die ich bisher gehabt habe.“

Joseph, ungewiss, ob er selbst überlegen oder minderwertig sei, fragt mit einem Ton, indem ebenso gut psychiatrisches Tasten wie geistige Unterlegenheit klingt:

„Du glaubst also, Bernhard, dass das ganze Verunfntniveau der Menschen, ihr ganzes, auch ihr unbewusstes Denken eine Pose ist?“

„Ja. — Das ganze Oberbewusstsein ist eine angenommene Haltung“ sagt der andere.

„Höre mich an, Bernhard ist es das, was Du meinst: Du redest beileibe nicht von dem faden Gegensatz zwischen dem „Tier im Menschen“ und der „Verunfnt“, keinesfalls davon, dass diese „Verunfnt“, oder besser Verunfntigkeit die Maske der ungezähmten Instinkte sei. Du redest auch nicht von dem tieferen Gedanken Nietzsches, dass die unterirdischen psychischen Kräfte, dem Menschen, der ihr Werkzeug ist, nicht ins Bewusstsein kommend, seinen wahren Willen, der der ihre ist, maskieren —.“

„Nein, antwortete der andere, nicht nur das oberbewusste Wollen ist eine angenommene Haltung, sondern sogar das Anschauen, die Wirklichkeit, die Dinge der Aussenwelt — die so konstant, so objektiv, so unabhängig erscheinenden Empfindungen der Sinne — sind eine Pose.“

Joseph fragt: „Was folgt daraus?“

„Wenn man erkannt hat, antwortete der andere, dass die Empfindung der Wirklichkeit eine angenommene Haltung ist, so kann man sie aufgeben. Diese Konstanz, diese Unveränderlichkeit, dieses Beharrungsvermögen der toten leblosen Dinge, die seit Jahrtausenden dieselben physikalischen Gesetze befolgen, diese langweiligen Gesetzmässigkeiten. Eine anständige unendliche Wirklichkeit ist nicht so stupid gleichmässig. Dahinter steckt das Entsetzen vor unnatürlichen Geschehnissen, die Furcht vor unfassbaren Neuerungen, die das Eintreten massloser Möglichkeiten verhindert. Die Menschen selbst, ihre unterirdischen psychischen Kräfte bestimmen die Wirklichkeit, und diese tote Unveränderlichkeit der Aussenwelt ist eine Schöpfung der Angst vor Umwälzungen.“

Von hier an sprach der andere mit lauter werden der Stimme:

„Erkenne ich, dass auch die Dinge der Aussenwelt, nichts sind als eine willkürliche Haltung der psychischen Kräfte, daraus entstanden, die Furchtbarkeit des Daseins nicht aufkommen zu lassen, so gebe ich diese Haltung auf und erfahre Ungeheuerliches.“

Joseph entgegnete leise:

„Die Ereignisse geschehen dann wie vor einem Wahnsinnigen.“

„Ja“ sagt der andere, „aber dieser Wahnsinn entflammte bei allen sogleich, wenn die Angst erstikkt ist.“

In dieser Nacht ist dem Joseph Strassburger das widerfahren, das mit einem Ruck sein gesamtes bisheriges Leben verneinte. also dem Erlebnis des Todes am nächsten kam.

Er glaubte nämlich zu sehen, wie sein Freund Bernhard nach seinem Kopfe fasste, und ihn für die Dauer eines Herzschlages abnahm, nach Verlauf einer Sekunde aber ruhig ihn selbst fixierte.

Von Taubheit befallen, wie nach dem unhörbaren Knall einer inneren Explosion, versagten ihm die Gesichtsmuskeln und sein Unterkiefer sank herab. —

Einige Zeit nachdem er sich erholt hatte, sagte der andere: „Komm wir wollen hinuntergehen, es ist schon morgen.“

Sie gingen durch die Dämmerung der Luisenstrasse bis es hell wurde durch den Tiergarten.

Die Drangsale des Lotse

Ein Märchen von August Strindberg

Schluss

Sie gingen über Felsenhügel und Baumwurzeln, Moor und Geschwende, Gehäue und Meißengründe,

aber Viktor musste sich zuweilen umdrehen und nachsehen, ob sie noch folgte, denn er hörte ihre Schritte nicht; und auch wenn er sich umdrehte und sie vor sich hatte, musste sein Auge sie suchen, denn ihr Kleid in gelb und grün machte sie beinahe unsichtbar.

Endlich kamen sie an eine Blösse des Waldes. Als Viktor mitten auf dem grünen Plan sich befand, kam der Stier, als ob er dort gestanden und gewartet hätte. Er war schwarz und hatte einen weissen Stern vorne an der Stirn und Blut in den Augenwinkeln.

Da keine Flucht möglich war, galt es nur Angriff und Verteidigung. Viktor warf einen Blick auf den Boden. Da lag ein Zaunpfahl, eben gehauen, mit einer Keule am Ende, den nahm er auf und stellte sich kampfbereit.

— Du oder ich! kommandierte er. Eins, zwei, drei! jetzt begann der Tanz. Der Stier backte zuerst wie ein Dampfboot, liess durch die Nasenlöcher Dampf heraus, bewegte den Schwanz wie einen Propeller und dann gings mit Volldampf vorwärts.

Es sauste in der Luft und knallte wie ein Schuss, als der Pfahl den Stier mitten zwischen die Augen traf. Viktor war mit einem Sprunge zur Seite und der Stier schoss an ihm vorbei. Dann aber veränderte sich die Situation; das Untier steuerte dem Waldrand zu, wo Viktors Braut in hellem Kleid zu seinem grossen Schrecken heraneilte, um ihren Bräutigam zu treffen.

Da schrie er aus der Tiefe seiner Seele: In den Baum hinauf, Anna! Der Stier kommt!

Und er sprang hinter dem Untier her, schlug es an der schmalsten Stelle auf die Hinterbeine, um möglichst ein Schienbein zu zerschmettern. Mit übermenschlichen Kräften zwang er den Koloss, auf den Boden niederzusinken, Anna war gerettet, und der Lotse hielt sie in seinen Armen.

Wohin wollen wir jetzt gehen? sagte er. Nach Hause?

Sie zu fragen, woher sie komme, fiel ihm nicht ein, aus Gründen, die wir nachher erfahren werden.

Sie gingen Hand in Hand den Fusssteig dahin und waren glücklich über das unerwartete Wiedersehen. Dann blieb Viktor plötzlich stehen:

Warte einen Augenblick, ich muss nach dem Stier sehen, denn es ist jedenfalls schade um ihn.

Da verwandelte sich Annas Antlitz und ihre Augenwinkel wurden blutig. Mit einem wilden boshaften Ausdruck sagte sie nur: Geh, ich warte!

Der Lotse betrachtete sie mit traurigen Blicken, denn er hörte, dass sie die Unwahrheit sprach. Aber er folgte ihr. Ihr Gang war jedoch ungewöhnlich, und er begann auf der ganzen linken Seite zu frieren.

Als sie noch eine Weile gegangen waren, blieb Viktor wieder stehen.

Gib mir deine Hand, sagte er, nein die linke. Da sah er, dass sie ihren Ring nicht trug.

Wo ist der Ring?

Den habe ich verloren.

Du bist meine Anna, aber du bist es nicht. Es ist eine Fremde in dich hineingeflogen.

Da warf sie ihm einen Seitenblick zu, und er sah, dass es nicht eines Menschen, sondern eines Stieres blutiger Blick war, und er verstand.

Weich von hinten, Zauberin! sagte er und spuckte ihr ins Gesicht.

Das hätte man sehen sollen. Die falsche Anna wechselte ihren Balg, wurde gelbgrün im Gesicht wie Galle, platzte vor Wut, und im nächsten Augenblick sprang ein schwarzes Kaninchen über die Blaubeerbüsche dahin und war verschwunden.

Jetzt stand er im irrsamen Walde, aber er war nicht verdutzt, sondern dachte: ich gehe wohl weiter: kommt dann der T... selbst, so bete ich ein Vaterunser herunter, das reicht lange Wege.

So ging er weiter und erblickte eine Hütte. Er klopfte und wurde von einem alten Weib empfangen und fragte, ob er über Nacht Herberge bekommen könnte. Die Alte antwortete, die könne er haben, aber es sei nichts rechtes da, das man anbieten könne, nur eine dürftige Kammer auf den Boden.

Sie mag sein, wie sie will, ich muss schlafen.

Wie sie einig waren, folgte er ihr auf den Boden in die Kammer. Da hing ein grosses Wespennest über dem Bett, und die Alte bat um Entschuldigung, dass sie einen solchen Besuch habe.

Schadet nichts, Wespen sind wie die Menschen, sie sind artig, bis man sie reizt. Vielleicht habt ihr auch Schlangen?

Wir haben einige Stück, versteht sich.

Schadet nichts; die lieben die Bettwärme, wir werden schon einig werden! Ist es eine Otter oder Natter? Ich bin allerdings nicht so genau mit der Gesellschaft aber ich ziehe die Natter vor!

Die Alte stand sprachlos, als der Lotse das Bett zu ordnen anfing und die bestimmte Absicht zeigte, in dem Raum zu schlafen.

Indessen war vor dem geschlossenen Fenster ein ängstliches Summen zu hören, und eine grosse Hornisse versuchte hinein zu kommen.

Lasst das arme Ding herein! sagte der Lotse und öffnete das Fenster.

Nein nicht so eine! Macht ihr den Garaus! schrie die Alte.

Warum? Sie hat vielleicht Junge hier, die hungrig werden, und dann muss ich daliegen und Kindergeschrei anhören, nein danke! Komm, du kleine Wespe

Sie sticht! rief die Alte.

Nein bewahre, sie sticht nur boshafte Menschen . . .

Das Fenster wurde geöffnet. Herein zog eine Hornisse, so gross wie ein Taubenei. Sie surrte wie eine Basssaite und begab sich gleich ins Nest hinauf. Dann wurde es still.

Die Alte ging und der Lotse kroch ins Bett.

Als er am folgenden Morgen in die Stube hinein kam, fand er die Alte nicht; aber auf dem einzigen Stuhl sass eine schwarze Katze und spann. Die Katzen sind wegen ihrer Faulheit zum Spinnen verurteilt. Etwas müssen sie tun.

Steh auf, Katze, sagte der Lotse, damit ich mich setzen kann.

Und er nahm die Katze und setzte sie auf den Herd. Aber es war keine gewöhnliche Katze, denn sie fing mit dem Rückenhaar zu funkeln an, so dass die Späne Feuer fingen.

Kannst du Feuer machen, so kannst du auch Kaffee kochen, sagte der Lotse.

Aber die Katze ist von der Wolle, dass sie nicht will, was ein anderer will, und sie fing an zu fauchen und zu spucken, dass das Feuer erlosch.

Da hörte der Lotse wie ein Spaten gegen die Hauswand gestellt wurde; und als er hinausguckte, erblickte er die Alte. Sie stand an einer Grube, die sie draussen im Garten aufgeworfen hatte.

So, du gräbst mein Grab, Alte? sagte er.

Die Alte kam herein. Als sie Viktor frisch und gesund vor sich sah, geriet sie ganz ausser sich vor Verwunderung; und jetzt bekannte sie, dass noch niemand lebendig aus der Kammer herausgekommen sei und dass sie darum im voraus sein Grab gegraben habe.

Da sie etwas schlechte Augen hatte, fand sie, der Lotse habe ein wunderliches Halstuch bekommen.

Ja, hast du schon so ein Halstuch gesehen? sagte Viktor und strich mit der Hand unter sein Kinn. Da sass eine Schlange, die einen feinen Knoten mit zwei gelben Flecken gemacht hatte; das waren die Ohren; und die glänzten wie Edelsteine.

Zeige Tante deine Brustnadeln, sagte der Lotse. Und als er die Schlange am Kopfe kraulte, waren zwei Brustnadeln mitten im Rachen zu sehen.

Da fiel die Alte zu Boden und brach aus:

Ich sehe jetzt, dass du meinen Brief bekommen und ihn verstanden hast. Du bist ein braver Kerl!

So, das war dein Automatenbrief? sagte der Lotse und nahm den Brief aus der Brusttasche. Den werde ich unter Glas und Rahmen setzen, wenn ich nach Hause komme.

Wisst Ihr was in dem Brief stand? — Es hiess auf deutsch: „Man muss sich nicht verblüffen lassen;“ was man übersetzen kann: „Das Glück steht dem Kühnen bei.“

*

Anne-Marie, die ihre Mama so ihre Geschichte beenden hörte, fragte jetzt:

Ja, aber wie kam es, dass der Lotse vom Schiff nach der Passage gehen konnte; und er kehrte nachher zurück, oder hatte er alles geträumt?

Das sollst du ein andermal hören, kleine Fragerin, antwortete die Mama.

Ja, aber es standen doch Verse in dem Buche . . .

Was für Verse? Ach so, die im Schneckenladen . . . die habe ich vergessen . . . sagte die Mama. Aber man muss nach so etwas nicht fragen; es ist ja nur ein Märchen, liebes Kind!

Deutsch von Emil Schering

Der Kaiser von Utopia

Ein Volksroman

Von Paul Scheerbart

LXXI

Lotte Wiedewitt

Als der Moritz aufwachte, sass sein Weib neben ihm und weinte.

„Warum weinst Du?“ fragte da der Moritz.

Da rief die Lotte schluchzend.

„Moritz! Moritz! Du darfst nicht sterben. Ich habe Dich so lieb — so sehr lieb.“

Und die Lotte küsste den Moritz, aber der sagte:

„Du musst mich, wenn Du mich wirklich lieb hast, ruhig sterben lassen. Willst Du mir nicht einmal diese Freude gönnen? Glaubst Du, dass ich jemals in meinem Leben eine andere Freude habe? Sieh nur, wie mein Körper durch das Bettluch leuchtet — so leuchtet Alles in mir auf — jetzt, da ich endlich sterben kann. Ich sehe lauter Narren, die mit ihren Köpfen Fangball spielen — und dazu lachen die Köpfe. Und meine Lotte muss auch dazu lachen. Lach doch, Lotte!“

Da zwang sich die Lotte und wollte wirklich lachen — und sie lachte — aber es klang so schauerlich, das ihr mit einem Male Alles schwarz vor den Augen wurde — sie fühlte, dass sie umsank und von vielen Händen gehalten wurde — und dabei hörte sie neben sich den Moritz nochmals laut lachen und sagen:

„Es ist ja Alles Komödie — das ganze Leben. Nur das Sterben ist schön. Lasst uns fröhlich sein — gebt mir Wein — und lasst Musik spielen.“

Es geschah wie er sagte.

Die Lotte wurde ohnmächtig hinausgetragen.

LXXII

Das Leichenwunder

Da passierte in einer Leichenhalle am Schwantulflusse, in der über fünfhundert bunte Leichen von Männern der Wissenschaft aufmerksam beobachtet wurden, abermals etwas Wunderbares: die astartigen neuen bunten Gliedmassen, die aus den Leichen herauswuchsen und sich immerzu bewegten und veränderten, bekamen Wunden, die bluteten — und aus diesen Wunden schossen feurige Strahlen heraus, die zu grossen Flammen wurden.

Da packte das Entsetzen die Herren Gelehrten, und sie liefen davon.

Und sie befahlen den Leichenträgern, die Leichen zu isolieren. Aber die beherzten Leute, die die Leichen anfassen wollten, bekamen so furchtbare Brandwunden, dass man beschloss, die Leichen mit langen eisernen Hebeln herauszuheben und einzeln am Flusse aufzubahren; jede Leiche wurde mit einem eisernen Schirmdach oben gegen Regen geschützt — jede Leiche lag von der nächsten hundert Meter entfernt.

Und nun wurden die Leichen von allen Seiten mit Fernrohren beobachtet — und man sah, dass sich bunte kleine Flammen von den toten Körpern loslösten, und diese Flammen flogen gegen die eisernen Schirmdächer und brannten da Löcher durch — und oben in der Luft bekamen die Flammen Kometengestalt wie die grossen Irrlichter.

LXXIII

Der sterbende Moritz

Und der sterbende Moritz rief den Staatsrat an sein Bett.

Und der Staatsrat kam.

Und der Kaiser Moritz sagte laut:

„Ich sterbe jetzt und sage Euch feierlich: ich war der richtige Kaiser, denn ich liess Alles so gehen, wie es ging. Ihr aber seid die Narren, weil Ihr etwas Daseiendes in andere Bahnen lenken wollt — während es doch nur eine einzige Bahn gibt, die die richtige ist — die Bahn, die klar und sicher zum Tode führt. Warum lehrt Ihr nicht den Utopianern, dass sie sterben sollen vom ersten Moment ihres Lebens an? Nur das Sterben macht glücklich — das Hinschwinden — das stille Vergehen. Ich wollte, ich könnte das ganze Kaiserreich Utopia mitnehmen — mit Euch Allen zusammen sterben. Es ist wirklich das Beste von Allem. Ich fühlts. Sie tanzen wieder — die alten Greise — ich sehe sie — sie werden kindisch — und die Gedanken tanzen mit und die Köpfe rollen über das Meer — hinaus in die Unendlichkeit — da brauchen sie nicht mehr zu leben — da ist es endlich zu Ende — da versinkt Alles — Alles — und es braucht kein Kopf mehr zu leiden — ich auch nicht. Ich segne mein Kaiserreich! Möge es sterben, so selig — wie ich — jetzt hingeh — in die — bunte Nacht — in der Alles — ruhig ist.“

Des Kaisers Kopf sank zurück.

Die Mitglieder des Staatsrates bewegten sich nicht

LXXIV

Die Explosion

Während der Kaiser Moritz die letzten Augenblicke seines Lebens durchschwärzte, geschah am Schwantusse etwas Ungeheuerliches; mit furchtbarem Knall explodierte eine der Leichen, dass das eiserne Dach in tausend Stücken hoch in die Luft flog, eines der Eisenstücke verletzte beim Herunterfallen einen Gelehrten nicht unerheblich am Knie.

Nun wurden sofort die anderen eisernen Dächer runtergerissen — aber kaum war das geschehen, so explodierte die zweite Leiche — sodass kein Atom von ihr übrig blieb.

Und diesen ersten Explosionen folgten nun immer mehr — sodass man die übrig bleibenden mit erhöhtem Eifer photographieren musste — was sich auch verlohrte, da die Leichen kurz vor der Explosion die allerherrlichsten Gebilde zeigten; aus den Atknoten wurden grosse korallenartige Gewächse, die an den Spitzen fächerförmige Blätter bekamen.

Diese fächerförmigen Blätter opalisierten in allen Farben so glühend und strahlend wie die allerkostlichsten Blumen, und die Künstler waren ganz toll beim Anblick dieser entzückenden Leichenwunder, die immer herrlicher sich entfalteten. Es war so, als sollten alle Formen und Farben der Erde noch einmal im erstorbenen Menschenkörper in zusammenfassender Weise vorgeführt werden.

Von der menschlichen Körperform blieb am Ende nur der Kopf noch erkennlich, der Leib sah wie ein riesiger Blumenkorb aus — mit Korallen und langen Tintenfischgliedern und muschelartigen Wölbungen und mit grossen Seesternen und grossen Krystallformen und mit Perlen von unbeschreiblicher schillernder weltspiegelnder Glanzpracht.

LXXXV

Philanders Rückkehr

Kaum aber hatten die Aerzte den Tod des Kaisers Moritz konstatiert, so erschien in der hohen offenen Türe der Kaiser Philander im Purpurmantel mit der Krone auf dem schneeweißen Haupthaar und mit dem langen weissen Bart.

Der Kaiser Philander stand in der Türe ganz still und starre seinen Staatsrat an, und der Staatsrat sah seinen alten Kaiser an, als sähe er ein Gespenst.

Und es bedurfte einiger Minuten, ehe man sich wieder an die Gegenwart des alten Kaisers gewöhnte.

Der Philander musste doch lächeln, als er sah, wie unheimlich sein Erscheinen wirkte; als ihm aber mitgeteilt wurde, dass der Kaiser Moritz soeben gestorben sei — da sträubten sich dem Kaiser Philander unter der Perücke die Haare in die Höhe.

Dann aber liess der alte Kaiser sofort die Maschinen, die für die Todesposaunen gebaut waren, in Bewegung setzen — und dann erdröhnten die mächtigen Posaunen so gewaltig, das ganz Ulaleipu erwachte.

Und die Todesposaunen erschütterten die Luft drei volle Stunden hindurch, und alle Fenster in den Häusern der Residenz wurden hell; es war eine finstere Nacht — Wolken verhüllten den ganzen Himmel.

LXXVI

Der kranke Philander

Am Abend des nächsten Tages wollte Philander seinen Staatsrat rufen lassen und seine ganze Kraft zeigen — da fühlte er etwas Schweres in den Beinen und er sah zufällig seine linke Hand an und sah blaue, rote und grüne Flecken auf dieser linken Hand.

Philander rief den Beamten zurück, der den Staatsrat rufen sollte.

„Lass den Staatsrat! Hole die Aerzte! Bringt mich zu Bett.“

Es geschah, wie er sagte.

Und die Trauerkunde von der Erkrankung des Kaisers ging durch das ganze Land; aber es zeigte sich keine Teilnahme — nur der Astronom Haberland erschrak sehr, als er vom kranken Philander hörte.

LXXVII

Die Hand

Kaum lag der Philander im Bette, so zuckte ein Gedanke durch sein Gehirn, sodass er sich plötzlich hoch aufrichtete.

„Messer! Messer!“ schrie er.

Man verstand nicht, was er wollte. Doch da kamen die Aerzte, und denen schrie er schnell zu:

„Amputiert mir die Hand!“

Doch mit Blitzgeschwindigkeit hatte ein jüngerer Arzt das Hemd von der Brust aufgerissen — und da waren auch schon auf der Brust die Flecke.

„Es ist zu spät!“ sagte er traurig.

Da brüllte der Kaiser auf wie ein wildes Tier — und sank dann weinend in die Kissen zurück.

LXXVIII

Die Vorwürfe

Und der kranke Philander sprach heftig in seinem Innern, während seine Lippen bebten:

„Ich habe mir in meinem Leben zu viel Zeit gelassen — Das nun ist die Strafe! Ich bin der Genussucht nicht heftig genug begegnet. Das ist nun die Strafe! Kurs vorm Ziel ein kranker Mann! Und welche Krankheit! Der Triumph der Genussucht ist diese Krankheit. Ich hätte schon früher begreifen sollen, dass „Geniessen“ nicht „Leben“ heißt. Das wäre doch zu leicht. Warum habe ich nicht in meinen jüngeren Jahren das Volk aufgerüttelt — wie ichs wollte? Ich werde furchtbar bestraft. Und diese weiche Stimmung. Und diese Wonne in allen Gliedern! Oh — wie verführerisch ist das Genussleben — war ich für das grosse Weltenleben noch nicht reif?“

Er machte aus seinen beiden Händen zwei knochige Fäuste.

LXXIX

Die Wut

„Ich will raus aus diesem Bett!“ schrie er plötzlich. „Ich will,“ schrie er noch heftiger „auf dem Seebalkon sterben — vor allem Volk! Hebt mich raus!“

Man hob den Kaiser auf und setzte ihn auf einen Sessel.

„Der Sessel ist mir zu weich!“ schrie er wieder. Da sagte aber der Oberarzt:

„Grandiosität dürfen nicht hart sitzen. Grandiosität dürfen auch nicht auf den Seebalkon getragen werden; es regnet. Es ist doch möglich, dass die Krankheit vorübergeht — und dementsprechend müssen wir vorsichtig sein.“

Da sah der Kaiser mit leuchtendem Auge auf und rief: „Ja — ich will gesund werden — lasst mich allein!“ Und Alle gingen hinaus und liessen den Kaiser allein.

Fortsetzung folgt

Marie-Claire

Eines Abends machte mich Francis Jourdain zum Vertrauten des schweren Schicksals einer Frau, der er als Freund sehr nahe stand.

Sie war Schneiderin, sehr kränklich, sehr arm, oft fehlte ihr das Brot — sie hieß Marguerite Audoux. Da sie eines schmerzhaften Augenleidens wegen nicht mehr nähen noch lesen konnte, fing sie an zu schreiben.

Sie schrieb nicht in der Erwartung, dass ihre Werke veröffentlicht würden. Sie schrieb, um nicht immer an ihr Elend denken zu müssen, um ihre Einsamkeit zu beleben, sich gleichsam eine Gesellschaft zu schaffen, und wohl auch, weil ihr das Schreiben Freude machte.

Er nannte mir ein Werk von ihr, das ihm sehr schön schien. Er bat mich, es zu lesen. Ich mag den Geschmack von Francis Jourdain gut leiden und schätze ihn sehr. Seine Geistesrichtung, seine sensible Art machen mir unendlich viel Freude. Beim Eindringen des Manuskripts fügte er noch hinzu:

„Unser guter Philipp bewundert es sehr. Er hätte es gern gesehen, wenn das Buch erschienen wäre. Aber was konnte er für andere tun, er — der für sich selbst nichts vermochte?“

Ich bin davon durchdrungen, dass gute Bücher ihre unzerstörbare Kraft in sich selbst tragen. Sie mögen von noch so weiter kommen, noch so verborgen sein im Elend einer kleinen Arbeiterwohnung — es kommt immer der Augenblick, der sie ans Licht zieht . . . Gewiss: man hasst sie . . . man leugnet oder beschimpft sie. Was tut das? Sie sind stärker als alles und alle.

Und der Beweis ist, dass Marie-Claire heute in Buchform bei Fasquelle erscheint.

Es ist mir eine Freude, von diesem wundervollen Buch zu sprechen, und ich möchte aus der Tiefe meiner Seele alle dafür erwärmen, die noch Sinn haben für gute Bücher. Gleich mir werden sie eine seltene Freude aus ihm schöpfen, starke und neue Eindrücke.

Marie-Claire ist ein Werk von erlesinem Geschmack. Seine Einfachheit, Wahrhaftigkeit, seine geistreiche Eleganz, seine Tiefe und Neuartigkeit packen. Alles ist an seinem Platze: Dinge, Landschaften und Menschen. Sie tragen alle ihr eigenes Gesicht und sind so grosszügig und lebendig gezeichnet, dass sie unvergesslich bleiben. Niemals gleitet der Stift aus, niemals wünscht man ihm eine andere Richtung. Jeder Strich sitzt, ist farbig und pittoresk. Vor allem verblüfft und begeistert die Kraft der Verinnerlichung, ein warmes, weiches Leuchten, das aus den Seiten entgegenstrahlt, die Sonne an einem schönen Sommermorgen. Und oftmals gleiten Sätze an uns vorüber, wie nur grosse Schriftsteller sie schreiben können: Klänge, die wir nicht mehr oder kaum noch hören und die uns entzücken.

Und da setzt das Wunder ein.

Marguerite Audoux war nicht etwa eine „deklassierte Intellektuelle“, sie war wirklich die kleine Schneiderin, die bald in die Häuser ging, um dort für drei Franks täglich zu nähen, bald bei sich in ihrem Zimmerchen arbeitete; es war so schmal, dass sie immer erst die Puppe fortrücken musste, wenn sie sich an die Nähmaschine setzen wollte.

Sie erzählt, wie sie ein altes Buch auf dem Boden einer Meierei, wo sie die Schafe hütete, entdeckte, das ihr eine neue Welt erschloss. Seit jenem Tage las sie mit immer wachsender Leidenschaft, was ihr in die Hände fiel: Feuilletons, alte Kalender und so weiter. Ein brennender, aber doch noch uneingeschlossener Wunsch regte sich in ihr: sie selbst wollte Geschichten schreiben. Dieser Wunsch ging an dem Tage in Erfüllung, da der Arzt des Krankenhauses Hotel-Dieu ihr erklärte, dass sie bestimmt erblindet müsste, wenn sie das Nähen nicht aufgäbe.

Journalisten erfanden dann die niedliche Geschichte. Marguerite Audoux hätte damals ausgerufen: „Da ich keine Blusen mehr nähen kann, werde ich ein Buch schreiben.“ Diese Legende, die der Vorliebe des Spiessbürgers für alles Absonderliche entgegenkommt und zugleich ihre Geringschätzung der Literatur kennzeichnet, ist unrichtig und albern.

In der Verfasserin von „Marie-Claire“ lässt sich die Neigung zur Literatur nicht von einer gewissen vor-

nehmen Lebensneugierde unterscheiden. Und es machte ihr Spass, aufzuzeichnen, was das tägliche Leben ihr offenbarte, noch mehr aber, was ihre Phantasie sie vom Schicksal der Menschen erraten liess, denen sie auf ihrem Lebenswege begegnete. Ihre Intuittionsfähigkeit war beinahe ebenso stark wie ihre Beobachtungsgabe . . . Keinem sagte sie jemals etwas von ihrer „Manie“ zu kritzeln, und verbrannte alle Papierschnitzel, in der Annahme, dass sie für niemanden Interesse hätten.

Sie dankte es nur dem Zufall, der sie eines Tages an einen Ort führte, wo mehrere junge Künstler verkehrten, dass sie plötzlich erfuhr, wie sehr ihre Erzählergabe packte, bezauberte. Vor allem war es Charles Louis Philippe, der sie ermutigte. Doch hat er ihr nie irgendwelche Ratschläge gegeben. Er fühlte, dass diese Ratschläge ebenso zwecklos wie gefährlich sein mussten für eine Frau, deren Wille so bestimmt, deren Temperament so ausgesprochen, deren Feingefühl bereits so kunstvoll geformt war.

Heute bestreben sich alle Kulturmenschen und solche, die es zu sein glauben, zur Tradition zurückzukehren und sprechen von strenger Selbstzucht, der sie sich unterwerfen müssen . . . Ist es nicht entzückend, dass gerade eine Arbeiterin, die nicht einmal orthographisch schreibt, diejenige ist, die all diese grossen Eigenschaften wiederfindet oder vielmehr erfindet: Mässigkeit, Geschmack, Schwung? Eigenschaften, die nie durch Willen oder Erfahrung allein erlangt werden?

Der Wille übrigens fehlt Marguerite Audoux nicht, und die Erfahrung wird durch angeborenes Sprachgefühl ersetzt. Ein Sprachgefühl, das ihr die Worte eingibt — nicht wie einer Schlafwandlerin, sondern es ihr ermöglicht, die Sätze zu bauen, zu vereinfachen, rhythmisch zu gliedern nach Gesetzen, die sie nie erlernt hat, die aber wundersam und geheimnissvoll in ihrem Bewusstsein ruhen und von ihrem Genie mit unfehlbarer Sicherheit hervorgeholt werden.

Sie hat Phantasie, aber verstehen wir uns recht, eine edle, glühende und prunkvolle Phantasie, die nichts gemein hat mit der Phantasie junger verträumter Frauen und berechnender Romanschriftsteller. Sie steht weder abseits vom Leben noch über dem Leben. Sie scheint die beobachteten Tatsachen nur klarzulegen. Wenn ich Kritiker wäre, oder, was Gott verhüte, Psychologe, so würde ich solch eine Phantasie eine deduktive nennen. Aber ich wage mich nicht auf diesen gefährlichen Boden.

Lesen Sie Marie-Claire . . . und wenn Sie das Buch gelesen haben, werden Sie sich fragen, wer je von unseren Schriftstellern — und ich denke an unsere ruhmreichsten — imstande gewesen wäre, ein solches Buch zu schreiben: so massvoll, so strahlend in Reinheit und Grösse

Octave Mirbeau

Mit diesem Vorwort leitet der Autor das Buch *Marie-Claire* von Marguerite Audoux ein. Es erschien in deutscher Sprache, nicht so trostlos übersetzt wie die meisten französischen Dichtungen bei Bong u. Co., Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Auf den begrabenen Dieb August S., genannt „Dummer August“

Von Mynona

Flammender Schneel! Bunter Zorn!
Kristallne Glut! Feuriger Born!
Toter Spiegel! Blitzender Duft!
Rose aus Eis! Diamantenes Korn!
Funkelnde Luft!

Spitze aus Granat! Frost aus Rubin!
Sonne aus Thau! Opalener Aether!
Elektrischer Gischt! Azurner Strom!
Perlender strahlender Dom!
Isrisierendes Fliehn!

Intelligentes Metall! Herzinniger Staub!
Grüner Fluch! Stählerner Engel!
Bimssteinerner Bock! Schweinerenes Ideal!
Herbstgelächter! Ermordetes Bacchanal!
Gott und Bengel!

Zwei Liederabende

Motto: Jede Zeit hat den Dr. Strauss,
den sie verdient.

Alfred Döblin

Am Dienstag, den 7. März und am Mittwoch, den 8. März fand ein Liederabend statt; am Dienstag einer in dem kleinen Saal eines Gesellschaftshauses Sanssouci am Kurfürstendamm, am Mittwoch im Beethovenssaal. Im Beethovenssaal drängten sich die Menschen; man sah ein Publikum, das sonst kaum einen Konzertraum betritt, elegant, klatschwütig, schauwütig, als käme es eben aus dem Zirkus Reinhardt. Es gab Richard Strauss. Den Doktor sollte man punkt acht selbst sehen, der eben mit seinem Rosenkavalier Léhar und Fall übertrumpft hatte als ein wahrer Ueberfall. Er erschien mit gänzlich ausverkauftem Lächeln, verbeugte sich einmal körperlich, dann fünfzehnmal lieblich, ging schliesslich davon, das Publikum ebenso. Ich weiss nicht, was nachher aus beiden geworden ist; es geht auch keinen was an. Das Ganze ist schliesslich ein Vorfall, der sich in jedem besseren Konzertkaffee allabendlich ereignet. Als Folie zum folgenden aber brauche ich die Kompositionen, die bei Gelegenheit der mitgeteilten Menschenansammlung im Beethovenssaal nur so angeschwoort kamen.

Man darf einen Sinfoniker und Dramatiker nicht nach seinen Liedern beurteilen; aber bei Richard Strauss ist das alles gleich, man darf es schon. Er kann Lieder so gut wie Lustspiele und Sinfonien; er ist nirgends schwächer und nirgends stärker; er ist überall Strauss. Man kann Lieder verschieden machen; er macht sie unerträglich; ich weiss nicht, was an Gunstbuhlerei seinen Liedern gleichkäme. Man wäre versucht, seine Kunstübung tief unwürdig zu nennen; wenn man nicht wüsste, dass er völlig an-ästhetisch ist. Er ist nie und nimmer Zuhälter einer Kunst; denn so nah ist er der Kunst nicht gekommen. Ein paar Hinweise: der Laie, auch mancher Musikkritiker fällt auf Strauss' „Schwung“ hinein; sie sehen nicht, dass es sich da um billige Reisser handelt; mit „Schwung“ kommt Strauss über hundert leere Stellen hinweg. In seiner Auffassung bleibt er völlig an der Aussenseite kleben; manchmal leistet er ganz Unglaubliches. Zum Beispiel: Wie ist es denkbar im „Lied an meinen Sohn“ den Angelpunkt: „Gehorch ihm nicht“ so zu verfehlen, so garnicht zu begreifen? Wie ist es denkbar, dass jemand in dem ungeheuren Marschrhythmus des Dehmelschen „Arbeitsmann“ Vögel niedlich zwitschern lässt, weil — es einmal im Gedicht so vorkommt? Das „Wiegenlied“, ein fröhlich schwaches Gedicht des Dehmel, taucht der gute Doktor in eine Arpegiensauce, setzt eine Melodie von der Originalität der Leierkästen hinzu; dieser entsetzliche Schmarren wurde begeistert aufgenommen. Ein „Steinklopferlied“, in dem ein offenbar sehr gebildeter Steinklopfer sich beklagt, vom „Allerbarmer“ nichts zu essen bekommen zu haben — er habe vom „goldenem Wein nur geträumt“, wird sehr glaubhaft komponiert: der Mann schlafst infolge Unterernährung gegen den Schluss zu ein. Das schlimme Pathos des Schillerjünglings auf Schritt und Tritt, wenn es sich um musikalische Liebeserklärungen handet, um patriotische Beteuerungen, um heldenhafte Erregungen: immer Schwung, Radau und unverblümte Gedankenlosigkeit. So wenig fällt Strauss ein, so stillos, so geschmacklos ist er, so wenig gewählt: oh, er ist unerträglich, dieser Publikumsgott.

Herwarth Walden kennen nur wenige als Komponisten. Die Strenge seines Geschmacks zieht nicht so leicht an. In seinen Liedern herrscht eine unvergleichliche künstlerische Zucht, die sich jede Auseinandersetzung untersagt, die rein musikalisch um den lyrischen Kern besorgt ist. Für Strauss ist die Komposition Arrangement und Dekoration, für Walden wie für jeden echten

Musiker völlige selbständige Neubildung. Waldens Ausdruck ist fast durchweg von einer wirklich bezwingender Stärke; ihre Unmittelbarkeit ist bisweilen, und nicht selten, ganz erschreckend; zum Beispiel in „Entbietung“ das „Wann kommst du“ und darauf das furchtbare Drängen; im „Lied an meinen Sohn“ das posaunenhafte steinharte „Gehorch ihm nicht“, und vieles sonst. Man hat den Eindruck des absolut Neuen, das sich hier ganz unbeschlichen einstellt. Er geht ganz und gar auf den lyrischen Kern. Es gelingen ihm hervorragende und erschütternde Stücke, Stücke, die metaphysisch irisieren, „Die ruhende Versammlung“, „Hier ist ein Gipfel“; ihr Stimmungsgehalt findet nicht leicht Vergleichbares in der Liederliteratur. Das alles nützte nichts, wenn ihm musikalisch nichts gegeben wäre, zu sagen. Da hörte ich zum Beispiel am Dienstag Liliencrons Wiegenlied: „Bitte an den Schlaf“. Richard Strauss sehe sich einmal an, wie man ohne Konserven da arbeiten kann; das eigentliche zögernde Wiegenthema: „So — so — nicht bange sein“ ist tief rührend und originell. Lieder wie „Die schöne Jüdin“ gehören zu den Erlebnissen jedes, der sie gehört hat. Waldens Lieder sang man in dem Saale von Sanssouci. Dr. Rudolf Blümner insbesondere, neben Franz Lindner, stellte die Sachen mit einer Kraft und Treffsicherheit des Ausdrucks hin, die mich bei diesem Gesangsdebüt wirklich verblüffte.

Es gibt noch Geschmack, Begabung, Ernst in der Kunst.

Wir werben für die Kunst. Will man denn ewig Drohnen pflegen? Wir röhren immerwährend die Trommel für die hohe und reine Kunst. Wer tritt auf unsere Seite?

Alfred Döblin

Alles aus Liebe zur Kunst

„Siehste, det sind die Rosenkavalire! — Mit dieser Belehrung hatte uns ein hoffnungsvoller Berliner Sprössling mit seinem Kameraden am Anhalter Bahnhof empfangen, als wir gestern nachmittag gegen 2½ Uhr mit einigen Freunden von Berlin abreisten, um die Aufführung des „Rosenkavalier“ an der Dresdner Hofoper zu hören.

Die Auseinandersetzung verrät den schlagenden Berliner Witz. Sie bedeutet aber doch wohl noch mehr. Wie lebhaft muss das Interesse der breiteren Berliner Volksschichten für diese Extrafahrt sein, wenn solche Jungen, wie es hier wohl geschehen ist, in der Absicht zum Bahnhof eilen, bei diesem Ereignis „dabei“ zu sein.

Der ahnungslose Schmuck ist mit seinem Kompliment an die breiteren Berliner Volksschichten auf ein totes Geleise geraten, wenn der schlagfertige Junge, da sein Vater am Anhalter Bahnhof Dienste tut, von dem etwaigen Eintreffen einer für den Zoologischen Garten bestimmten Affengruppe genau so Kenntnis bekommen wird, als er von der Abreise einer Gesellschaft wusste, die in Dresden den letzten Strauss kennen lernen will; die Oper, deren Titel man zum Schaden und Spott des Berliner Witzes immer noch vorsichtig genug gewählt hatte: denn würde sie „Ochs von Lerchenau“ heissen, hätte der Junge die Reisegesellschaft glücklicher apostrophieren können.

Sie war, wenn man es dem Berichterstatter der Morgenpost durchaus glauben muss, ein ausgewählter Teil der Berliner Society, und zwar jener Teil, den man beim Souper in „Esplanade“, am ersten Renntag im Grunewald, Weihnachten in Oberhof und zum Karneval auf der Promenade des Anglais in Nizza sieht. Aber den diesjährigen Karneval hat der ausgewählte Teil der Berliner Society hier verbracht, nur um im Rosenkavalier-Faschingssonderzug nicht zu fehlen.

Der Eisenbahnzug ist dem Arthur Fürst schon immer als ein hochmusikalisches Gebilde erschienen, aus dem rhythmischen Stossen der Räder gegen die Schienenköpfe kann ein aufmerksames Ohr die schönsten Melodien heraushören.

Doch das ist immerhin nur ein erdachter Zusammenhang zwischen Eisenbahn und Musik; um diese beiden Begriffe zu einem ganz realen

gemeinschaftlichen Wirken zu vereinen, dazu bedurfte es des neutönenden Genies von Richard Strauss.

Der Fürst vergisst des Fürstners. Es ist doch schliesslich auch sein Verdienst, dass der harmlose Zusammenhang zwischen Eisenbahn und Musik auf der Drehscheibe der Geschäftspraxis zu einem gemeinschaftlichen Wirken aneinandergekoppelt wurde. Alles was dem Wesen der Kunst zuwiederläuft wird hier zu ihrer Popularisierung unter Volldampf gesetzt, der Kaufmann und die Presse stellen für den Eroberungszug eines Musikwerkes alle Signalscheiben auf Erfolg, und der Ortsverkehr einer Operngemeinde wird über die Fernstrecken der ganzen Kunstwelt geleitet. —

„Amüsieren sie sich gut beim Rosenkavalier.“ Mit diesem Wunsche liess der Mann an der Billetsperre die Damen passieren. Die Herren vergnügten sich schon auf dem Wege zu Oktavian Rofrano. Ueber das Fehlen eines Speisewagens waren sie sehr enttäuscht, doch schon in Röderau machten sie Tanzübungen auf dem Perron. Die Intellektuellen, so nennt einer die Musikverständigen, blieben ernst, sie lasen im Führer durch die 118 Leitmotive der Oper und das kann gewiss kein Amusement sein.

Im Opernhaus in Dresden sah man alle seine Coupegenossen wieder, und

obgleich man darauf vorbereitet sein musste, wirkte das doch ein wenig vorstimmend. Denn die Kunst verlangt nun einmal, dass man, um sie vollkommen zu geniessen, seine Gedanken völlig auf das dargebotene Werk richtet und alle Verbindungen vergisst, die zu dem lauten Leben dort draussen führen.

Wenn man den für die Rückfahrt geltenden Teil der Sonderzugkarte doch nicht verfallen lassen kann, muss man an keine Verbindungen denken. Nur vor Beginn der Ouverture, „da man nun schon einmal nicht gar zu heilig gestimmt war,“ brauchte es keinem zu entgehen,

dass selbst der Theaterzettel noch eine Hinwendung auf die Eisenbahn enthielt: die Rolle des Ochs von Lerchau wurde nämlich von Herrn Perron gesungen, der sich nach den Regeln des Deutschen Sprachvereins eigentlich Bahnsteig nennen müsste

Und die 118 Leitmotive. Nunne, wo bleibt dein Witz? Doch als das

Straussische Tongemälde sich zu entrollen begann, vergass man bald Sonderzug und Um-

gebung. Man mühte sich, in diese seltsame musikalische Welt einzudringen, und fühlte rasch, auch wenn man sich gar nicht berechtigt und im stande glaubte, ein Urteil abzugeben, dass hier ein grosser Künstler in seiner Weise sich äusserte.

Für den Journalisten äussert sich selbst noch der grosse Künstler in seinem Werke.

Acht Tage nach der „Fahrt der Rosenkavaliere“ vermittelte uns das Rose Quartett das Auftreten des kleinen Korngold. (Mozart rechts, Beethoven links, das Wunderkind in der Mitten.) Und ein verblüffter Johannes D. konnte dem Trieb nicht widerstehen, in einem demokratischen Blatt auszurufen:

Dass Korngold in dieser Beziehung da anfängt, wo Strauss oder Reger aufhören, will mir nicht überraschend erscheinen, vielmehr als ein Zeichen dafür, dass wir es hier in späteren Jahren vielleicht mit einem grossen schöpferischen Genie zu tun bekommen werden.

Nun wissen wir auch schon, wo Strauss und Reger aufhören. Aber für den Anfang wollen wir die Drohung; dass wir es bald mit einem neuem grossen Genie zu tun bekommen werden, nicht zu ernst nehmen, und es wird noch ein Weilchen Zeit haben: zum Ausziehen des Jaketts der Notwehr und dem Aufkrepeln der Hemdärmel der Entschlossenheit.

Joseph Adler

HEINRICH LAUTENSACK

Die Pfarrhauskomödie / Carmen
Sacerdotale / Drei Scenen
Berlin-Wilmersdorf | Verlag A. R. Meyer

PAUL SCHEERBART

Ich liebe Dich / Ein Eisenbahnroman
Na prost! / Ein phantastischer Königsroman
Berlin | Verlag Schuster und Loeffler

Taruh, Bagdads berühmte Köchin / Ein arabischer Kulturroman
Minden i. W. | Verlag J. C. C. Bruns

Jenseits-Galerie / Ein Moppenwerk
Berlin | Verlag Oesterheld und Co

Die grosse Revolution / Ein Mondroman
Liwuna und Kaidôh / Ein Seelenroman
Leipzig | Inselverlag

THEODOR MOMMSEN

Römische Geschichte / Vier Bände
Berlin | Weidmannsche Buchhandlung

HEINRICH VON KLEIST

Sämtliche Werke und Briefe / Fünf Bände
Sehr schöne Ausgabe ohne „Anmerkungen“
Leipzig | Verlag Der Tempel

SAMUEL LUBLINSKI

Literatur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert / Vier Bände
Berlin | Verlag Siegfried Cronbach

Beachtenswerte Bücher

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Falle statt

ELSE LASKER-SCHÜLER

Meine Wunder / Gedichte
Karlsruhe / Dreililien-Verlag

MICHAIL KUSMIN

Taten des Grossen Alexander
München / Verlag Hans von Weber

Verantwortlich für die Schriftleitung

HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Verantwortlich für die Schriftleitung in Österreich-Ungarn
V. I.: Oskar Kokoschka

HOHENZOLLERN Kunstgewerbehaus

Friedmann & Weber

HOFLIEFERANT IHRER MAJESTÄT
DER KAISERIN UND KÖNIGIN



W 8 · BERLIN · W 8
Leipzigerstrasse 13

WOHNUNGSEINRICHTUNGEN
KUNSTGEWERBE
ANTIQUITÄTEN UND STOFFE

Gegenüber Pichelswerder in Picheldorf

Grundstücke an der Havel idyllisch gelegen
neben dem **Schlosspark**, nahe der Döberitzer Heerstrasse
(Kaiserdamm), preiswert verkäuflich. Näheres durch die

Bodengesellschaft des Westens

mit beschränkter Haftung
BERLIN W 66, MAUERSTRASSE 86—88
Fernsprecher Amt I, Nr. 7497

Potsdamer
Strasse 111 **Café Continental** Potsdamer
Strasse 111

Jeden Abend von 9—4 Uhr Nachts:
GROSSES KÜNSTLER-KONZERT

:: Alle bedeutenden Zeitungen und Zeitschriften ::

Weinhaus Rheingold
KAISER-SAAL
Täglich: **Translateur - Konzert**

Die Fackel

HERAUSGEBER

Karl Kraus

Nummer 317/318

soeben erschienen

Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTLICH

Neue Sezession

Dritte Ausstellung

Galerie Maximilian Macht

Berlin W. Ranke-Strasse 1

an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche





Warnung!

Hohle Zähne sind, wie die meisten aus Erfahrung wissen, eines der unangenehmsten und schmerhaftesten Uebel, unter welchen die Menschheit zu leiden hat. Man hüte sich daher dringend vor Vernachlässigung der Zahnpflege und gebrauche täglich **Kosmin Mundwasser**, welches den denkbar besten Schutz gegen das Hohlwerden der Zähne bietet, gleichzeitig das Zahnfleisch kräftigt und den gesamten Mundorganismus erfrischt. Preis pro Flasche, lange ausreichend, Mark 1,50, überall käuflich

Sammler-Berichte Journal der I K V

Internationale Korrespondenz-Vereinigung für ideale Korrespondenz, Sammelwesen, Tausch, Verkauf, Geschäft, Vertretungen und sonstigen Absatz, Erwerb, Auskunft usw.

Monatliche Gratistgaben in Briefmarken, zuadressierten Postkarten, Büchern usw.

Jahresbeitrag für I K V mit „Sammler-Berichte“ nur 4 Mk. (5 Franks). Eintritt jederzeit.

Ausführliche Probenummer und Satzungen gratis durch **Ernst Marré Verlag, Leipzig (Revier 176)**.

Der Bühnen-Roland Das freie Wort des deutschen Schauspielers

Des Bühnen-Boten zwölfter Jahrgang

Der Bühnen-Roland bringt Aufsätze der bekanntesten Fachleute über sämtliche Gebiete der Theaterkultur und verfolgt die modernen litterarischen und künstlerischen Bewegungen. Die **Soziale Beilage** tritt für die Interessen des gesamten Schauspielerstandes ein und gewährt grundsätzlich jeder berechtigten Meinung Raum. Engagements-Inserate die Zeile 10 Pf., für Bezieher 8 Zeilen frei Bezugspreis vierteljährlich 3 Mark. **Probeabonnement** auf einen Monat kostenlos vom Verlag C. Clauder in Gruna-Chemnitz.

Hauptredaktion: Berlin N 37 Lottumstrasse 14

Kurhaus und Erholungsheim

Schloss Neuenhagen

in Berlin-Neuenhagen (32 Min. Fahrzeit v. Alexanderpl.)

Hauptgebäude mit Zentralheizung u. elektr. Licht, große, helle Zimmer, mitten im Garten gelegen. **20200 Quadratmeter grosser, herrlicher Park**, grosser Obstreichtum, Lauben, grosser Teich usw. Das ganze Jahr geöffnet. Den Besuchern Berlins als herrlicher Aufenthaltsort empfohlen. Fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt. Bequemste Verbindung mit Berlin durch stündlichen Bahnhofsverkehr. — Lassen Sie sich die Broschüre „Leben“ kommen vom Besitzer u. Leiter **Emil Peters**

L' Effort

Halbmonatsschrift

für moderne Kultur und französische Sezession in den Künsten und in der Literatur

Herausgeber und

Schriftleiter

JEAN RICHARD

Jahresbezug für das Ausland: Mark 4,50

Zweiter Jahrgang

Verlag und Redaktion:

POITIERS (Vienne)

Frankreich

Max Giesswein

Kgl. Sächs. und Kgl. Württembg.
Hofopernsänger

BERLIN W. 50

Culmbacherstr. 6

Fernspr.: Vla 18926

ERTEILT

GESANG-UNTERRICHT

Sprechstunde 3-4 Uhr

Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielschule d. Deutschen Theaters

erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

CHARLOTTEBURG
Wilmersdorferstr. 75

Sprechstunde: 5-6 Uhr

Handelswissen- schaftl. Kurse von

Friedr. Mester Leipzig

unter Mitwirkung 12 hervorragender Fachleute der Theorie und Praxis (staatlich geprüfte Lehrer, Akademiker oder auch Kaufleute in führender Stellung) Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen des kaufmännischen Berufes, wissenschaftliches Studium der Handels- und verwandten Wissenschaften als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Muster-Uebungs-Kontor.

Das Studium ist für Anfänger (Damen und Herren) die für Stenographie, deutsche und fremdsprachliche Korrespondenz, Kasse, Buchführungs- und Bilanz-Technik, Büro-Praxis sich vorbereiten wollen — sowohl für junge Leute, die nur eine Volks-, Real- oder ähnliche Schule absolviert haben, wie für

Herren mit besseren praktischen oder theoretischen Vorkenntnissen, Einjährig-Freiwillige, Abiturienten, für Kaufleute reiferen Alters, die bereits praktisch tätig waren und den Forderungen der Gegenwart entsprechend ihre Fachkenntnisse erweitern oder vertiefen wollen oder

für Bankbeamte, Ingenieure, Chemiker, Brauer, Juristen, Nationalökonom, Offiziere, die für Verwaltung wirtschaftlicher Unternehmungen oder Verbände, Aktien- oder ähnlicher Gesellschaften sich vorbereiten wollen. Dauer der Kurse 6-12 Monate — je nach Vorbildung und Ziel.

Prospekte gratis durch die Direktion, Johannisplatz 5.

Preis 1 Mark

Preis 1 Mark

Menthol-Malz-Dragées

Sicheres Mittel gegen akute Katarrhe der Atmungsorgane ermöglicht Schauspielern und Sängern sofortigen Gebrauch der erkrankten Organe

ZAHLREICHE ANERKENNUNGEN

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien / Alleinige Fabrikantin „Pharmacia“ / Fabrik für pharmaceutischen Bedarf / Berlin-Halensee

Wohlschmeckend

Sicher wirkend

„Der Forscher“

Illustriertes Zentralblatt für deutsche Forschung

Herausgeber: **Bund deutscher Forscher, Hannover**, unter hoher Ehrenpräsidentschaft Sr. hochfürstl. Durchlaucht des Prinzen Bernhard zur Lippe, Redaktion: **Georg August Grote, Hannover**. Jährlich zwölf starke Hefte mit Beiträgen berühmter Autoren. Ordentliche Mitglieder des Bundes deutscher Forscher erhalten den „Forscher“ unentgeltlich und portofrei gegen den Jahresbeitrag von Mk. 5,—, bzw. K. 6,—, fördernde Mitglieder gegen den Jahresbeitrag von Mk. 6,—, bzw. K. 7,20. Jahresabonnement Mk. 5,50, bzw. K. 6,— inklusive Porto. Probenummer gratis und franko. Inserate finden im „Forscher“ wirksamste Verbreitung. Insertionspreis: Die dreimal gespaltene Petitzeile 30 Pf.

Geschäftsstelle: **Forscher - Verlag, Hannover**

In keinem Hause sollte fehlen:

Felke-Zeitung

Zeitschrift für naturgemäße Lebens- und Heilweise und Homöopathie nach der von Pastor Felke in Repelom begründeten Methode:

Steht erscheint allmonatlich unter Mitwirkung mehrerer Ärzte und hervorragender Sachverständiger. Sie bringt ausführliche Aufsätze über die verschiedensten Krankheiten und deren Behandlung, ferner über Naturheilkunde, Homöopathie, Licht-, Luft- und Sonnenbäder usw.

Abonnementspreis jährlich 3 Mark

Abonnements nehmen die Briefträger und jede Postanstalt entgegen.

Verlag der „Felke-Zeitung“ Krefeld (Rheinland)

Verlag Oesterheld & Co.

In unserm Verlag erschien

Else Lasker-Schüler: Die Wupper

Drama

Mk. 2,50

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Lernt durch
Selbstunterricht

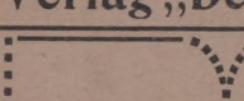
die leicht erlernbare

Welt-Sprache

„Esperanto“

Schon drei bis fünf Millionen Anhänger und über 1650 Vereine in allen Erdteilen. Schon von vielen Schulen gelehrt und von vielen Behörden, Firmen u. s. w. verwendet. Esperanto- Lehrbuch mit Prospekten und Zeitung „La Esperantisto“ versendet gegen 15 Pf. in Briefmarken Red. **Fritz Stephan, Leipzig**

Verlag „Der Sturm“



Wir übernahmen in unsern Verlag

Herwarth Walden DAFNISLIEDER

Für Gesang u. Klavier
52 Seiten

DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstr. 5